

Gemeinsam einsam? Ein Vergleich "polnischer Holocaustkinder" und "ostpreußischer Wolskinder"

Ansilewska, Marta; Spatz, Christopher

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Ansilewska, M., & Spatz, C. (2012). Gemeinsam einsam? Ein Vergleich "polnischer Holocaustkinder" und "ostpreußischer Wolskinder". *BIOS - Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 25(2), 279-295. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-392407>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Gemeinsam einsam?

Ein Vergleich „polnischer Holocaustkinder“ und
„ostpreußischer Wolskinder“

Marta Ansilewska und Christopher Spatz

Zusammenfassung

Ausgehend von zwei Promotionsprojekten wird die Frage gestellt, welche Erfahrungen polnische Holocaustkinder und ostpreußische Wolskinder trotz ihrer unterschiedlichen Herkunft teilen, welcher Strategien sie sich beim Erzählen ihrer Lebensgeschichte bedienen und welche Intention diesen zugrunde liegt.

Der Aufsatz kommt zu dem Ergebnis, dass beide Gruppen ähnliche Erzählstränge und Lebensnarrative verwenden und über Erfahrungsräume verfügen, die sich erstaunlich stark überschneiden. Zentraler Punkt sowohl bei Holocaustkindern als auch bei Wolskindern ist die Einsamkeit, die aus den Verlust-, Gewalt- und Isolationserfahrungen der Kriegs- bzw. unmittelbaren Nachkriegszeit resultiert und von mannigfaltig erlebter Geringschätzung des eigenen Schicksals und vom Nicht-gehört-werden-Wollen in den polnischen bzw. sowjetlitauischen und deutschen Nachkriegsgesellschaften potenziert wurde.

1. Einleitung

Sie heißen Janina und Christel, Jerzy und Günter, Joanna und Helga, Ludwik und Manfred. Joanna hat ihren wirklichen Geburtsnamen allerdings nie erfahren, Manfred hieß zwischendurch ein halbes Jahrhundert lang Vincas, Ludwik besucht als älterer Herr die Psychotherapie, und Christel wird heute noch allnächtlich von Bildern ihres verhungerten Bruders geweckt.

Geboren sind sie zwischen 1932 und 1945, in Warschau, Königsberg, Lemberg und Tilsit. Sie alle stammen aus dem östlichen Mitteleuropa und wären in fundamental andere Leben hineingewachsen, wenn die Nationalsozialisten nicht ihren Vernichtungsfeldzug im Osten geführt hätten.

Doch Janina, Jerzy, Joanna und Ludwik durften ab 1939 nicht mehr die sein, als die sie zur Welt gekommen waren, Christel, Günter, Helga und Manfred erging es ab 1945 ebenfalls so. Die einen wurden in Polen unter deutscher Besatzung als Juden stigmatisiert, verfolgt und für die Vernichtung vorgesehen. Die anderen waren Kinder aus ebendiesem deutschen Volk und auf sich alleine gestellt, nachdem ihre Väter in Gefangenschaft geraten waren und ihre Mütter in Folge der russischen Okkupation Ostpreußens ihr Leben verloren hatten.

Ausgehend von unseren Promotionsvorhaben stellen wir uns die Frage, welche Erfahrungen diese Kinder trotz ihrer unterschiedlichen Herkunft teilen, welcher Strategie

gien sie sich beim Erzählen ihrer Lebensgeschichte bedienen und welche Intention diesen zugrunde liegt.¹

Wir knüpfen damit an Forschungen zum Thema Kriegskinder an, die seit einigen Jahren sowohl in den Sozial- und Geisteswissenschaften als auch in der Medizin und Psychologie erhebliche Fortschritte erzielen konnten. (z.B. Keilson 1999; Muhtz et al. 2011; Reulecke/Seegers 2009), aber eben auch noch zahlreiche Fragen unbeantwortet ließen.

Klassische Schriftquellen führen in diesem Falle nur bedingt weiter, weil sie nicht bzw. nur in geringem Umfang vorliegen. Zur Nachzeichnung der Mentalitäts- und Identitätsgeschichte von Holocaustkindern und Wolfskindern bietet sich daher die Methode der Zeitzeugenbefragung in hervorgehobener Weise an.

Zum einen wird mit ihrer Hilfe überhaupt erst eine Quellenbasis geschaffen, wo aufgrund von Krieg, Verfolgung und Zwangsassimilierung keine oder nur lückenhaft schriftliche Dokumente entstehen konnten und/oder überliefert wurden. Zum anderen bieten die Interviews die Chance, Selbstdeutungen einzelner Mitglieder dieser Gruppen sichtbar zu machen, indem „die erinnerungsbedingten Verschiebungen, das Ineinanderfließen von vergangenen Erlebnissen und gegenwärtiger Befindlichkeit und die Versuche der sich erinnernden Person, sich im Interview in ein möglichst positives Licht zu rücken“ (Dejung 2008, 106) analysiert und in den jeweiligen gruppenbiographischen Zusammenhang gesetzt werden.

Bis in die 1990er Jahre ließen Wissenschaftler Schoah-Überlebende, die im Zweiten Weltkrieg noch Kinder gewesen waren, für Zeitzeugenprojekte außer Acht, da sie meinten, diese Personen seien zu jung gewesen, um glaubwürdige Informationen über den Völkermord vermitteln zu können. (vgl. Friedmann et al. 1999, 39) Inzwischen sind die mündlichen Berichte von Holocaustkindern jedoch zu durchaus anerkannten Quellen bei der Erforschung der Schoah geworden.²

Insbesondere für die Zeit des Zweiten Weltkriegs wurden die Auswirkungen des Überlebens unter falscher Identität auf das religiöse und nationale Selbstverständnis der polnischen Holocaustkinder von der Forschung bisher thematisiert. Die Frage nach ihrer Identität in der weiteren Nachkriegszeit ist angesichts der mangelnden schriftlichen Quellen und zahlreichen methodologischen Probleme jedoch bis heute nur fragmentarisch erforscht. Diese Lücke versucht die Dissertation von Marta Ansilewska zu schließen, indem sie nicht nur Identitätsschwankungen der polnischen Holocaustkinder während der Besatzungszeit untersucht, sondern auch ihre Identitätsprobleme in den folgenden Jahrzehnten und im heutigen Polen analysiert.

Die bisher editierten deutschsprachigen Zeitzeugenberichte aus dem nördlichen Nachkriegsostpreußen und Nachkriegslitauen berühren die damaligen Erfahrungsräume der Kinder und Jugendlichen ebenfalls kaum oder gar nicht. Zum einen weil

1 Beide Dissertationsprojekte werden an der Humboldt-Universität zu Berlin von Frau PD Dr. Ruth Leiserowitz betreut. Die Arbeit von Marta Ansilewska „Durch Taufe befreit? Die religiös-nationale Identität der polnischen Holocaustkinder nach 1939“ wird seit April 2011 durch die Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit gefördert. Die Arbeit von Christopher Spatz „Identität und Identitätswandel ostpreußischer ‚Wolfskinder‘ in der deutschen Gesellschaft“ wird seit Januar 2011 durch die Konrad-Adenauer-Stiftung gefördert.

2 Auf Aufzeichnungen von bzw. Interviews mit erwachsenen Holocaustkindern basieren u.a. die Arbeiten von Stein 1999; Marks 1994; Dwork 1994 und Muth 2004. Für die polnischen Holocaustkinder liegt die Memoirensammlung „Dzieci Holocaustu mówią“ vor: Sliwowska 1993 (Bd. 1); Gutenbaum/Latała 2001 (Bd. 2); Meloch/Szostkiewicz 2008 (Bd. 3) und 2012 (Bd. 4).

diese größtenteils von schreibaffinen Personen der Jahrgänge 1890 bis etwa 1920 verfasst wurden, zum anderen weil sich die Schilderungen in hohem Maße auf die Abläufe von missglückter Flucht, an Deutschen begangenen Gewalttaten und späterer Ausweisung konzentrieren und weitere Erlebnisse außen vor lassen.³ Aus diesem Grunde existiert zu den ostpreußischen Wolfskindern überhaupt erst eine größere wissenschaftliche Arbeit. (Kibelka 1996)

Berücksichtigt man, dass die zwischen 1947 und 1951 aus dem Königsberger Gebiet und dem Baltikum nach Deutschland ausgewiesene ostpreußische Zivilbevölkerung zum überaus größten Teil aus Frauen sowie Kindern und Jugendlichen bestand, wird erkenntlich, wie unterrepräsentiert diese Gruppe im bis heute öffentlich zugänglichen Quellenfundus ist.⁴

Wolfskinder, denen die Rückkehr nach Deutschland erst später glückte, waren teilweise nie zur Schule gegangen, konnten nur mit Mühe lesen und schreiben und hatten überdies häufig ihre Muttersprache vergessen. Ohne Oral History wären die Lebenswirklichkeiten und Identitätskonstrukte dieser Personen für die Forschung schlichtweg nicht greifbar.⁵

2. Einhundert Interviews

Sowohl Holocaustkinder als auch Wolfskinder haben jahrzehntelang über ihre Verfolgungsgeschichte geschwiegen. Dies ist auf den enormen Assimilationszwang in der Kriegs- bzw. Nachkriegszeit sowie die später erfahrene gesellschaftliche Ablehnung ihrer Lebenswege zurückzuführen.

Im hohen Alter haben sich die Prämissen hingegen geändert. In Polen und Deutschland wird unseren Zeitzeugen nun öffentliches Interesse für ihre Vergangenheit entgegengebracht. Dies motiviert sie, sich der eigenen Geschichte zu stellen – eine Aufgabe, die im Regelfall aufwühlend und schmerzhaft ist, denn Erlebnisse aus Kindheit und Jugend scheinen wie ein Stachel in ihr heutiges Leben hineinzuragen und sie noch immer unmittelbar in ihrem Denken, Fühlen und Handeln zu beeinflussen.

Die untersuchten Holocaustkinder ließen sich durch Herkunft (Personen, die während des Krieges laut den „Nürnberger Gesetzen“ als Juden galten und sich dem jüdischen Volke zugehörig fühlten), Alter (Jahrgänge 1926 und jünger)⁶, Wohnort (wäh-

3 Das umfangreichste und bis heute bedeutendste Projekt der Sammlung von Zeitzeugenberichten zum Thema Flucht und Vertreibung stellt die Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa dar. (Schieder 1953-1962). Zur Entstehungsgeschichte dieser Dokumentation siehe Beer 1998.

4 Das Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) hat eine Online Publikation erstellt, die einen breiteren und einfachen Zugang zu biographischen Äußerungen/Ego-Dokumenten von Menschen ermöglicht, die aus den früheren deutschen Ostgebieten stammen. Der Wert von Zeitzeugenprojekten und Oral History wird hier durchaus erkannt, auf die besondere Schwierigkeit, Erfahrungsräume von Kriegskindern zu erfassen und in den bereits existierenden Quellenkorpus einzugliedern, wird allerdings nicht eingegangen (siehe Kalinke 2011/2012).

5 Zu den grundsätzlichen Vorteilen, die die Methode der Oral History bietet, vgl. insbesondere auch Dejung 2008, 106 ff.

6 Diese Festlegung stammt von der „Stowarzyszenie Dzieci Holocaustu w Polsce“ (Verband der Holocaustkinder in Polen) – einer Organisation, die 1992 in Warschau gegründet wurde, um die Interessen der noch lebenden Holocaustkinder zu vertreten. Der Verband verfügt in Polen über fünf Niederlassungen und zählt aktuell ca. 600 Mitglieder.

rend der Verfolgungszeit ein Versteck auf der „arischen Seite“, nach 1945 Hauptwohnsitz in Polen) und Sozialisation (Abstammung aus jüdischen Familien, die vor dem Kriegsausbruch weitgehend assimiliert lebten)⁷ charakterisieren. Die Kontaktherstellung erfolgte über den „Verband der Holocaustkinder in Polen“. Nach der Vorstellung des Forschungsvorhabens bei einem Treffen der Verbandsmitglieder in Warschau fasste die Gruppe Vertrauen zu Marta Ansilewska, wodurch eine weitere erfolgreiche Zusammenarbeit möglich wurde.

Für die Interviews mit den Wolfskindern waren Personen von Interesse, die nach 1945 im Königsberger Gebiet als Kinder oder Jugendliche in außerdeutsche Lebenswelten geraten waren, fortan zumeist in Litauen lebten und infolge dessen ihre ostpreußische Herkunft ablegen mussten, zwischen 1948 und 1998 aber den Weg zurück in die deutsche Gesellschaft fanden. Im Gegensatz zu den Holocaustkindern und den wenigen bis heute noch in Litauen lebenden Wolfskindern, die sich im Verein „Edelweiß“⁸ organisiert haben, besitzen die nach Deutschland zurückgekehrten Wolfskinder keine eigene Interessenvertretung. Da ihre Rückkehr zudem in keinem zentralen Verzeichnis erfasst wurde, blieb der Weg über Inserate in den Heimatbriefen der Kreisgemeinschaften der früheren nordostpreußischen Kreise. Zumeist meldeten sich hierauf Mittlerfiguren, die einen Kontakt zu einem ihnen bekannten Wolfskind herzustellen vermochten. Manchmal bekundeten auch Wolfskinder aus eigenem Antrieb ihre Bereitwilligkeit zur Teilnahme an den Interviews.

Sämtliche von uns zwischen Frühjahr 2010 und Herbst 2012 durchgeführten biographischen Interviews erfragten, mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung auf Kriegs- oder Nachkriegszeit, die gesamte Lebensgeschichte. Für beide Projekte wendeten wir folglich die Erhebungsmethode des narrativen Interviews an, um den Gesprächspartnern „möglichst viel Gestaltungsfreiheit zu lassen [...] [und] Inhalt und Struktur der zu erzählenden Lebensgeschichte nicht durch Fragen vorzugeben“ (Stephan 2008, 16).⁹ Alle Gespräche, pro Forschungsvorhaben gut 50, mit einer Dauer von jeweils zwei bis fünf Stunden Länge, wurden mit einem digitalen Aufnahmegerät gespeichert und zur weiteren Auswertung weitestgehend verschriftlicht. Dabei zeigten sich neben der Einzigartigkeit jeder individuellen Biographie sowohl bei Holocaustkindern als auch bei Wolfskindern ähnliche Verlaufsformen und Sozialisationen.

Nahezu allen gemein war eine Erzählmotivation, die auf dem Wunsch basierte, sich anderen mitzuteilen, um das Schicksal von Holocaustkindern bzw. Wolfskindern vor dem Vergessen zu retten. Häufig empfanden sie diese Aufgabe auch als Verpflichtung gegenüber früheren Weggefährten, die die Kriegs- bzw. Nachkriegsjahre nicht überlebt haben.

7 Kinder aus orthodoxen bzw. ultraorthodoxen Familien haben den Zweiten Weltkrieg zumeist nicht überlebt.

8 Der Verein „Edelweiß“ ist eine Selbsthilfegruppe von bis heute in Litauen lebenden Wolfskindern. Er diente den in der Vergangenheit Ausreisewilligen u.a. als Interessenvertretung gegenüber den deutschen Behörden. Für die in Litauen Verbliebenen besitzt er bis heute die Funktion einer Begegnungsstätte und Erinnerungsplattform, zudem werden deutsche Spendengelder über seine Kanäle an die Betroffenen verteilt. Eine wissenschaftliche Aufarbeitung der Geschichte der Wolfskinder kann der Verein verständlicherweise nicht leisten.

9 Zur Forschungsintention des Interviewers und dem Problem, dass die Auswahl der Fragen bereits den Problemaufriss intendieren und Antwortlösungen suggerieren siehe auch Petry 2006, 144 ff.; außerdem Dejung 2008, 107.

Ferner hofften unsere Gesprächspartner, wenn auch vermutlich unbewusst, auf eine psychische Entlastung, die das Verbalisieren von Traumata und erlittenen Identitätsbrüchen mit sich bringen kann.

Unglaube, Skepsis, Neugier und Aufregung – die meisten Zeitzeugen durchliefen diese Gemütszustände zwischen Kontaktaufnahme und dem eigentlichen Interview in der angegebenen Reihenfolge. Nach der Erklärung unserer Vorhaben schwand das anfänglich manchmal vorhandene Misstrauen und wandelte sich nicht selten in Dankbarkeit für die ihnen und ihrem Schicksal von uns entgegengebrachte Aufmerksamkeit.

Unabhängig von ihrer Herkunft bezweifelte ein Teil unserer Interviewkandidaten, ob die eigene Lebensgeschichte für die Wissenschaft von Bedeutung sei. Die Furcht, Informationen bieten zu müssen, die man vielleicht nicht liefern könnte, begegnete uns regelmäßig. Hier lag es an uns, den Betroffenen zu verdeutlichen, dass wir von ihnen keine bestimmte Geschichte erwarteten, sondern an ihren persönlichen Erinnerungen und subjektiven Bewertungen interessiert seien. Zum raschen Abbau dieser Zweifel war es von Vorteil, wenn sich eine Vertrauensbasis zwischen uns und Zeitzeugen schaffen ließ.¹⁰

„Sie sind aber noch jung.“ – Diesen Satz hörten wir häufiger zur Begrüßung. Dass sich der Altersunterschied von ca. 50 Jahren als ein hinderliches Element bemerkbar machte, war in den Gesprächen für uns jedoch nicht festzustellen. Holocaustkinder und Wolfskinder begrüßten grundsätzlich das Interesse junger Menschen für ihre Geschichte, sahen uns zuvorderst aber als Historiker und Wissenschaftler. Auch die Frage der Geschlechtszugehörigkeit schien irrelevant zu sein. Über sexuellen Missbrauch, andere Gewalterfahrungen oder psychische Probleme redeten Frauen wie Männer gleichermaßen offen bzw. verklausuliert mit uns.

Unseren eigentlichen Forschungsvorhaben schenkten beide Gruppen geringe Aufmerksamkeit. Bei den Holocaustkindern ist dies vermutlich mit dem ihnen bereits vertrauten Interesse der sogenannten „Dritten Generation“ (gemeint ist die Enkelgeneration) an den Kriegserlebnissen ihrer Großeltern zu erklären, das in den polnischen Medien seit etwa 20 Jahren zu beobachten ist. Zudem wird die Dissertationsschrift von Marta Ansilewska in deutscher Sprache an einer deutschen Universität verfasst und somit für die Befragten in Polen nicht zugänglich sein. Weitaus wichtiger war den Interviewten dagegen der jüdische Hintergrund von Ansilewska. Erst wenn sie ihnen diesen versichert hatte, schienen die Holocaustkinder mit ihr *Tacheles* zu sprechen (indem sie z.B. die katholische Kirche kritisierten).

Auch Wolfskinder erkundigten sich bei Christopher Spatz eingangs nach dem Motiv für die Wahl seines Promotionsthemas und einer eventuell vorhandenen ostpreußischen Familiengeschichte. Diese Personen versuchten sich abzusichern, dass ihr Gegenüber Kenntnis besitze von dem Erfahrungsraum, in dem sie sich bis heute als Entwurzelte bewegen. Viele Wolfskinder waren jedoch derart auf das bevorstehende Gespräch konzentriert, dass sie keine weiteren Erläuterungen zum Forschungsvorhaben erwarteten und hören wollten. Sie hatten in den Nächten vor dem Interview schlecht geschlafen und mit ihren empor drängenden Erinnerungen gerungen. Zu Beginn waren sie äußerst angespannt. Diesen Personen schien es in dieser Phase von

10 Zur Einschätzung der Erwartungshaltung des Interviewers durch die Zeitzeugen vgl. Hagemann 1990, 29-48; Petry 2006, 145 ff.; Stephan 2005, 17 ff.

nachgeordneter Bedeutung zu sein, ob jemand aus wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse vor ihnen saß. Ungleich wichtiger war ihnen, überhaupt einen Zuhörer gefunden zu haben, der sich für ihre Geschichte Zeit nahm.

3. Zwei Beispiel-Biographien

Holocaustkind Ludwik G.

Ludwik G. wird am 25. April 1936 als Ludwik Oppenheim in Warschau geboren. Sein Vater ist Rechtsanwalt und stammt aus einer assimilierten Medizinerfamilie, seine Mutter kommt aus einer religiösen Familie und ist Lehrerin. Ludwik hat einen älteren Bruder, der später im Ghetto sterben wird.

Zu Kriegsbeginn folgt der Vater seiner Einberufung zur Armee. Als die Wohnung bei der Belagerung Warschaus zerstört wird, ziehen sie zu Ludwiks Großeltern. Nach der Umsiedlung ins Ghetto im Sommer 1940 gründet der Vater eine Untergrundorganisation der Polnischen Sozialisten. Die Mutter leitet bis zum Herbst 1941 auf dem Kirchengelände einen Kindergarten, den Ludwik ebenfalls besucht. Im März 1942 wird sein Vater inhaftiert und kommt nach einigen Monaten im Pawiak-Gefängnis ums Leben. Einen Monat später wird auch die Mutter durch die Gestapo verhaftet. Ludwik wird von Bekannten aufgenommen und fängt an zu stottern. Als seine Mutter im Mai 1942 entlassen wird, haben bereits die Deportationen aus dem Warschauer Ghetto ins Vernichtungslager Treblinka begonnen. Um dem Tod zu entkommen, wird Ludwik im Juni 1942 von einem Polen aus dem Ghetto auf die sogenannte „arische Seite“ geschleust. Die Mutter mit Ludwiks Oma und Tante können zwei Monate später folgen. Von Januar 1943 bis August 1944 wohnen sie bei einer Polin. Ludwiks Mutter tritt als deren Cousine auf. Da Ludwik nicht beschnitten ist und zu Kriegsbeginn getauft wurde, wird er anfangs nicht versteckt, sondern Nachbarn und Fremden als Familienangehöriger vorgestellt, der aus dem Reich umgesiedelt worden sei. Wegen seiner „semitischen“ Züge und seiner Schüchternheit wird er alsbald aber doch von Menschen ferngehalten und verlässt fortan das Zimmer im Wohnungsinnern hinter einem Bücherschrank nicht mehr. Nach der Niederschlagung des Warschauer Aufstands 1944 wechselt die Familie erneut ihren Wohnort, um einer drohenden Deportation zur Arbeit nach Deutschland zu entfliehen. Dort bewegt sich Ludwik auf allen Vieren durchs Zimmer und spricht nur im Flüsterton. Als er kurz vor Kriegsende auf der Straße zwei deutschen Soldaten begegnet, meinen diese, ihn als Juden zu erkennen, und versuchen, ihn seiner Mutter zu entreißen. Eine Flucht gelingt unter glücklichen Umständen. Nach der Befreiung Warschaus bleibt die Familie in der Stadt. Ludwik nimmt in den 1950er Jahren ein Studium der Physik auf und schlägt anschließend eine wissenschaftliche Laufbahn ein. Als Jude gibt er sich auch jetzt nicht zu erkennen, sondern lebt nach streng katholischem Ritus. Obwohl er seiner Ehefrau nichts über seine Abstammung erzählt, gibt diese später an, Ludwiks Herkunft stets geahnt zu haben. Ihre einzige Tochter erziehen sie ebenfalls katholisch. Als diese mit 16 Jahren erfährt, dass ihr Vater Jude ist, nimmt sie die Nachricht problemlos zur Kenntnis. Anfang der 1990er Jahre tritt Ludwik dem „Verband der Holocaustkinder in Polen“ bei und absolviert eine Gruppen-Psychotherapie. Seine Lebensgeschichte wird in der mehrbändigen Publikation *Dzieci Holocaustu mówią* (Kinder des Holocaust sprechen) veröffentlicht (Śliwowska et al., Bd. 1, 1993, 103-105).

Wolfskind Christel F.

Christel wird am 29.12.1934 als erstes Kind ihrer Eltern in Königsberg geboren. Im August 1938 kommt ihr Bruder Harry auf die Welt. Ihr Vater, der in einer Ziegelei arbeitet, wird gleich zu Kriegsbeginn eingezogen. An die Arbeitsstelle der Mutter erinnert sich Christel nicht mehr genau. 1941 wird sie eingeschult. Nach den schweren Bombenangriffen der Alliierten auf Königsberg im August 1944 zieht sie mit Mutter und Bruder zum Großvater nach Weischkitten ins Samland. Als die Rote Armee im Januar 1945 ihre Großoffensive auf Ostpreußen beginnt, versuchen sie, Richtung Westen zu flüchten, werden von den sowjetischen Soldaten unterwegs allerdings eingeholt und wieder Richtung Osten geschickt. Zurück in Weischkitten, nach der Geburt eines Mädchens und zahlreichen Vergewaltigungen, stirbt die Mutter im Sommer 1945. Bis zum Frühjahr 1947 leben Christel und Harry fortan bei einer Tante im zerstörten Königsberg. Nach dem Hungertod des Bruders gelangt Christel nach Litauen, wo sie anfangs bei einem Bauern und später in der Stadt Radviliškis als Kindermädchen in einer Familie arbeitet. Da sie sich nicht als Deutsche zu erkennen geben darf, nimmt sie den Namen Kristina Jankauskaite sowie sowjetlitauische Papiere an. 1954 zieht sie zu einer Familie nach Kaunas, wo sie ebenfalls eine Stelle als Kindermädchen erhält. 1957 findet Christel Arbeit in einer Weberei, heiratet 1958 einen Litauer und bringt 1959 und 1961 Sohn und Tochter zur Welt. Über eine litauendeutsche Familie, der um 1960 die Ausreise in die Bundesrepublik genehmigt wird, gelingt ein Kontakt zum inzwischen in Castrop-Rauxel lebenden Vater, der Christel bereits seit Jahren über das Rote Kreuz suchen lässt, allerdings unter ihrem deutschen Namen und daher erfolglos. Für den folgenden Briefverkehr ist Christel auf einen Dolmetscher angewiesen, da sie ihre Muttersprache weitestgehend vergessen hat. Die sowjetischen Behörden gestatten ihr im März 1969 eine Besuchsreise nach Westdeutschland, allerdings nur mit der Tochter, der Sohn bleibt als Pfand in der Sowjetunion zurück. Nach ihrer Rückkehr wird sie vom KGB verhört. Einen zweiten, bereits genehmigten Besuchsantrag für die Bundesrepublik zerreißt Christels Schwiegermutter aus Sorge, ihren einzigen Sohn samt Familie über kurz oder lang an den Westen zu verlieren. 1988 verstirbt Christels Ehemann. Nach Litauens Unabhängigkeit im Jahre 1991 findet sie über die evangelische Kirche und den Wolfskinder-Verein „Edelweiß“ Kontakt zu Schicksalsgefährten. Nachdem sie die deutsche Staatsbürgerschaft zurückerhalten und ihren Geburtsnamen wieder angenommen hat, siedelt sie 1996 mit ihren beiden Kindern und deren Familien in die Bundesrepublik aus. Der erhoffte Familienanschluss zu einer noch lebenden Cousine verläuft enttäuschend. Sohn und Tochter finden schnell Arbeit. Christel spricht heute wieder fließend Deutsch, das vom Ostpreußischen ihrer Kindheit dialektal gefärbt ist. Sie und ihre Familie wohnen in Baden-Württemberg.

4. Bruchstellen und Lebensnarrative

Die Biographien der Holocaust- und Wolfskinder sind im Regelfall durch ein hohes Maß an erzwungener Individualisierung und innerer Vereinsamung geprägt. Der radikalste Bruch ihrer Lebenswege vollzog sich zweifelsohne bereits im Kindesalter mit dem Einmarsch der Wehrmacht in Polen bzw. der Roten Armee in Ostpreußen. Die sie bis dahin schützenden Erwachsenen hatten 1939 bzw. 1945 von heute auf morgen ihre Autorität, und häufig auch Würde, verloren.

Jüdische Kinder wurden zumeist von ihren Eltern getrennt und aus Sicherheitsgründen alleine versteckt. Im nördlichen Ostpreußen verbliebene Kinder wanderten nach Litauen, weil ihre Mütter Zwangsarbeit leisten mussten oder durch Gewalteinwirkung, Hunger und Seuchen innerhalb kurzer Zeit verstorben waren.¹¹

Der Fokus von Holocaustkindern und Wolfskindern blieb somit über Jahre hinweg eng auf das eigene Überleben fixiert und ließ sie zu Einzelkämpfern werden. Rettung versprach das Verwischen und Verdrängen der eigenen Herkunft.

Dieses Bestreben lässt sich bis heute auch in den Äußerungen Ludwiks und Christels feststellen. „Nach dieser Kriegseinsperrung war ich ziemlich ängstlich, ich konnte nicht mehr mit Altersgenossen spielen. Irgendetwas ist doch von diesen Kriegerlebnissen im Inneren geblieben.“ (Ludwik) „Für große Freundschaft war ich niemals nicht.“ (Christel)

Allen Interviewpartnern gemein war die unterschiedliche Gewichtung von Lebensabschnitten und ein nahezu immer identischer Aufbau der Erzählung, wenn sie zusammenhängend und ohne Unterbrechung ihre Geschichte wiederzugeben versuchen.

Die Erinnerungen an ihre vermeintlich heile Kindheit wurden mit der Okkupation durch ihnen feindlich gesinnte Besatzungsmächte kontrastiert. Zentrale Stellung in den Lebensnarrativen der Holocaustkinder nahm die Zeit des Zweiten Weltkriegs ein, in denen der Wolfskinder die ersten fünf bis sechs Nachkriegsjahre. Schmerzvolle und möglicherweise als traumatisch erlebte Ereignisse wurden häufig bloß in Halbsätzen angedeutet, ebenso, wenn überhaupt, zwischenmenschliche Konstellationen, z.B. das Verhältnis zur Mutter, zu Geschwistern oder zu fremden Menschen, von denen man zeitweise abhängig war. So nannte Ludwik im Interview weder Namen noch Alter seines Bruders. Christel wiederum erwähnte eher beiläufig, dass es beide Male Tanten von ihr waren, die sie nach dem Tode der Mutter bzw. des Bruders aus Nahrungsmittelmangel fortschickten und einer ungewissen Existenz überließen.

Die permanente Bedrohung der eigenen Existenz vor Augen, blieb ihre Wahrnehmung in dieser Phase auf den Augenblick fokussiert, der ein Maximum an Kraft, Härte, Intelligenz und Improvisation einforderte, wie sie es in späteren Zeiten nicht mehr zu mobilisieren brauchten.

Vermutlich wiesen aus diesem Grunde die eigenständigen Berichte von Holocaustkindern mit dem Kriegsende einen derartigen Abfall des Spannungsbogens auf. Bei den Wolfskindern verhielt es sich genauso, hier markierte die Normalisierung ihres Alltags in Litauen oder die Rückkehr in die deutsche Gesellschaft das Ende der „erzählenswerten“ Ereignisse.

Die Jahrzehnte bis zum Zerfall der Sowjetunion, der litauischen und polnischen Souveränität und der deutschen Wiedervereinigung, in der die Zeitzeugen heirateten, eine Familie gründeten und berufstätig waren, wurden häufig in wenigen Sätzen abgehandelt. Im Vergleich zur Kriegszeit waren ihre Erfahrungen in dieser Phase weniger extrem und eher allgemeingültig, was sie diese Zeit verhältnismäßig kurz umreißen ließ.

11 Die Väter der „Wolfskinder“ befanden sich in der Nachkriegszeit nur in seltenen Fällen bei ihren Familien. Entweder waren sie in Kriegsgefangenschaft geraten oder aber als Zivilisten unmittelbar nach dem Einmarsch der Roten Armee von ihren Angehörigen getrennt und in sowjetische Internierungslager, z.B. in Kasernen in Preußisch Eylau sowie Rothenstein in Königsberg, gebracht worden.

Den letzten 20 Jahren wurde manchmal wiederum mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Mit dem Eintritt ins Rentenalter, den politischen Umbrüchen und dem freien Zugang zu Archiven und persönlichen Erinnerungsorten in Osteuropa war es nun auf einmal möglich, sich auf die Suche nach den eigentlichen Wurzeln zu begeben. Dieser im Regelfall schmerzvolle Prozess beschäftigt viele Holocaustkinder und Wolfskinder bis in die Gegenwart und hätte ohne das Zusammentreffen der vorstehenden Faktoren nicht angeschoben werden können.

Sowohl die Holocaustkinder als auch die Wolfskinder tragen eine Vielzahl von emotionalen Erinnerungen aus den für sie existenzbedrohenden Kriegs- bzw. Nachkriegsjahren in sich. Mangels Gelegenheit ist ein Teil dieser emotionalen Erinnerungen mit dem ihnen innewohnenden traumatischen Potenzial lange Zeit nicht in sprachliche umgewandelt und durch wiederholende Erzählungen gefestigt worden. Wie nachhaltig sich ihre Erlebnisse ins Gedächtnis eingeprägt haben, hängt entscheidend „von den Bedingungen für ihre Speicherung ab als auch von der Situation des Vergegenwärtigens“ (Stephan, 2005, 19).

Aleida Assmann unterscheidet diesbezüglich in sinnliche und sprachliche Erinnerungen. Die sinnlichen Erinnerungen „festigen sich durch die Intensität des Eindrucks, die sprachlichen dagegen durch beständige Wiederholung. Die sinnlichen Erinnerungen sind geprägt von der Kraft des Affekts, dem Druck des Leidens, der Wucht des Schocks. Sie haften im Gedächtnis, ganz unabhängig davon, ob sie zurückgerufen werden oder nicht. Dagegen ist der Rahmen für die sprachlichen Erinnerungen nicht der Körper, sondern die soziale Kommunikation“. (Assmann 2001, 107)

Als Christel während des Interviews zu beschreiben versucht, wie sie nach dem Tod von Mutter und Bruder als 12-Jährige im Frühjahr 1947 Litauen erreicht, drängen ihre emotionalen Erinnerungen mit aller Wucht an die Oberfläche, die sie 45 Jahre lang aus Furcht vor beruflichen Konsequenzen und familiären Querelen mit keinem Menschen teilen konnte:

Da kam der Bauer an, und dann hat der Bauer mich mitgenommen, auf'n Land. Wissen Se, wie das schwer ist, im fremden Land, keine Sprache, ganz allein. [sie beginnt zu weinen] [...] Das erste Jahr hab ich Kühe gehütet [...] und dann hab ich immer Lieder gesungen und hab immer gesungen: „Mama, Mama. Warum hast Du mich allein gelassen? Warum hast Du mich verlassen?“ [jetzt weint sie richtig]

Bei Ludwik ist es dagegen das Feuer während des Aufstands im Warschauer Ghetto, welches sich tief in sein Gedächtnis eingegraben hat. Obwohl er zu diesem Zeitpunkt bereits auf der sogenannten „arischen Seite“ lebt, nimmt er das brennende Ghetto als existenziell bedrohlich wahr. Bis heute scheint es ihm nicht gelungen zu sein, diesen Eindruck in eine sprachliche Erinnerung umzuwandeln.

Und man sah nach der Dämmerung diese brennende [er zögert], dieses Feuer [er macht eine Pause] und diese [er zögert], ja [erneute Pause]. Und da Sie während des Krieges nicht gelebt haben, wissen Sie auch nicht, wie das aussah.

Im Gegensatz zu Christel findet das traumatische Potenzial von Ludwiks Erinnerung in diesem Falle kein Ventil in Form eines emotionalen Ausbruchs, sondern äußert sich in einem Rückzug nach innen.

Holocaustkindern und Wolfskindern fehlten über Jahrzehnte hinweg Erklärungsmuster, mit Hilfe derer sie sich ihrer eigenen emotionalen Erinnerungen hätten vergewissern und Anschluss an einen öffentlichen Diskurs finden können. Ihre jeweils durch politische und gesellschaftliche Tabus bedingte Erinnerungseinsamkeit verhinderte in den meisten Fällen eine vollständige Integration der biographischen Bruchstellen in ihr Selbstbild.

Erst die Gründung von Interessenverbänden in Polen und Litauen, das Aufgreifen der Themen durch polnische bzw. litauische und deutsche Medien in den vergangenen zwanzig Jahren sowie das damit einhergehende Wissen um Schicksalsgefährten bewirkte einen Umschwung. Der Austausch gegenseitiger Erinnerungen auf Vereinstebene, zuvorderst aber Publizistik und TV, schufen nun Bilder und Narrative, durch die viele Holocaustkinder und Wolfskinder frühere Erfahrungsräume symbolisch widergespiegelt sahen. Dies unterstützte sie beim Abrufen eigener Erinnerungen, die jahrzehntelang in ihrem Unterbewusstsein einen trügerischen Dämmer Schlaf geführt hatten.

Wem die Aktivierung eigener Erinnerungen trotz dessen nicht gelingen wollte, hatte es nun immerhin leichter, Teile aus diesen öffentlichen Diskursen in die Nacherzählung des eigenen Lebensweges einzubauen und sich somit in eine bestimmte Art des kollektiven Erinnerns einzuschreiben. Weder in Ludwiks noch in Christels Schilderungen lässt sich hierfür ein markantes Beispiel aufdecken, doch seien an dieser Stelle exemplarisch für die Erzählungen von Holocaustkindern die Bilder der erfrorenen jüdischen Bettelkinder im Warschauer Ghetto genannt. Bei den Wolfskindern passen die Bilder der verlassenen, von Wölfen umzingelten Kinder im verschneiten Winterwald sowie ein ostpreußischer Betteljunge, der aus einem fahrenden Zug geworfen wird, in dieselbe Kategorie.¹²

Die Orientierung an solchen Anker-Bildern und die durch sie vorgegebenen Erzählstrukturen ermöglichten vielen Gesprächspartnern, ihre häufig chaotisch anmutenden Erinnerungsfetzen erstmals in eine verständliche und chronologische Erzähllinie einzuordnen und diese hierdurch nicht zuletzt auch glaubwürdiger erscheinen zu lassen.

Als Kehrseite dieses Prozesses führte die Fokussierung auf bestimmte Bilder und Narrative bei einem Teil der Betroffenen zur Überblendung eigener Erinnerungen, vor allem dann, wenn ihnen ebendiese im Vergleich zu den medial vorgegeben unstimmig erschienen oder eine Verbalisierung zu schwer fiel.

Neben der Unterscheidung von sinnlichen und sprachlichen sowie individuellen und überblendeten Erinnerungen konnten in nahezu jedem unserer Interviews unterschiedliche Erzählebenen nachgewiesen werden. Die Haupterzähllinie umfasste zu meist die Schilderung des hart erkämpften Überlebens, der Suche nach Familienangehörigen und der eigenen Identität. Einige Zeitzeugen gestalteten ihre Lebensnarrative zudem als Dramen, Erfolgsstorys oder Romanzen. Diese Schutzmechanismen ermög-

12 Im Falle der Wolfskinder lassen sich diese Bilder direkt auf den ZDF-Film „Wolfskinder“ (Blumenberg 2006) zurückführen.

lichten ihnen auf dieser Ebene einen leichteren Umgang mit ihrer Biographie. (vgl. Dwork 1991, 39)

Verdeckter liegende Erfahrungsstränge, die aus sprachlich nicht aufbereiteten sowie aus sinnlichen Erinnerungen bestanden, wurden dagegen in eine zweite Erzähllinie verdrängt oder komplett ausgelassen. (vgl. Schreiber 2005, 344) So berichtete Ludwik nur widerwillig von der Zeit, die er im Ghetto verbrachte, und versuchte, jeglichen Fragen nach seinem dort verstorbenen Bruder auszuweichen. Christel schilderte mit keinem Satz das Schicksal ihrer im Frühjahr 1945 geborenen Schwester, die Auswirkungen der zahlreichen selbst miterlebten Vergewaltigungen auf ihr Verhältnis zur Mutter sowie die Gefahren, denen vor allem heranwachsende weibliche Wolfskinder in Litauen aufgrund ihres Geschlechts ausgesetzt waren.

Neben den traumatischen Erfahrungen aus der direkten Kriegs- und Nachkriegszeit sei an dieser Stelle ergänzend auch hingewiesen auf die physischen und psychischen Langzeitfolgen wie lebenslange Schuld-, Verlust- und Einsamkeitsgefühle, Sprachlosigkeit, Kopfschmerzen und andere chronische Krankheiten, unerfüllte Partnerschaften, Suizidgedanken und die latente Sorge, mit diesen Problemen die eigenen Kinder und Enkel zu belasten.

Die Offenlegung unbekannter Erfahrungsräume erfolgte in unseren Interviews teilweise von allein. Bei Christel sind es zum Beispiel die Sommersandalen, an die sie sich erinnert, als sie zu schildern versucht, wie ihr und ihrem Bruder Harry im Hungerwinter 1947 von einem russischen Kinderhaus im nunmehr umbenannten Kaliningrad die Aufnahme verwehrt wird. Bei jedem Schritt versinken sie tief im Schneematsch. Das Vergegenwärtigen dieser Situation lässt Christel ungewollt von ihrer Haupteerzähllinie abkommen und zu tiefer gelegenen Erinnerungen gelangen. Bisher gefasst und geordnet berichtend, wechselt sie in einen staccato-artigen Ton, als ihr plötzlich ins Bewusstsein rückt, wie ihr Bruder auf dem Rückweg vom Kinderhaus aus Schwäche zusammenbricht und nicht mehr weitergehen kann. Schwer ausatmend, mit tränenaufsteigender Stimme und in zunehmend bruchstückhaft wirkenden Sätzen beschreibt sie, wie sie Harry bei ihrer Rückkehr vorfindet, nachdem sie von irgendwoher einen Schlitten aufgetrieben hat, um ihn in ihre Unterkunft zu bringen:

Und dann, wissen Se, wie ich kam, wie ich ankam, er war steif, können sich vorstellen, Dein Bruder liegt [sie klopft auf den Tisch] wie ein Klotz Holz, steif gefroren. Und ich hab ihm auf'n Schlitten jelegt und hab ihm nach Hause gebracht. [sie weint nun richtig] [...] Und in der Nacht, da höre ich [sie imitiert ein Keuchen und Stöhnen]: Trinken, trinken. [sie schluchzt und atmet tief durch] Ja, was Trinken war, Wasser habe ich ihm gegeben, vielleicht habe ich jewärmt bisschen, ich weiß nich, ich weiß nich mehr. Und dann am Morgen ist er aufjewart, ist er aufjewart, und fragen Se nich, wie lange hat gelebt, er hat nich lange jelebt, vielleicht paar Wochen, vielleicht 'n Monat, ich weiß nich. [...]. Und dann hab ich, wenn ich irgendwo hab jefunden verfrorne Kartoffeln, da hab ich bisschen immer so gerieben, [sie atmet tief] gerieben mit Wasser [sie atmet tief] und dann hab ich so immer so, ja wie für ein kleines Kindchen, verstehn Se, so, kein Brei, das war kein Brei, das war mehr Wasser, ohne ohne Salz, ohne Zucker, das gab's nich. [sie atmet tief] Und dann sagte ich: „Harry, du musst was essen.“ [sie atmet tief] Er ist nur aus dem Bett aufgestanden und dann auf'n Fensterbrett konnt er sich so hinsetzen. Und dann

saß er, ist er nich mehr rausjegangen. [sie schluchzt] Sagt er: „Christel, ich will essen, aber das schmeckt mir nich.“ Ich sag: „Harry, ich hab nichts.“ [...] Wir haben nich mehr jewusst, wie Brot schmeckt. [sie atmet tief] Und dann ist, ich weiß nich, dann [sie macht eine Pause, atmet tief und schwer] ein Morgen ist er, in der Nacht ist er eingeschlafen. Da habe ich mit meinem toten Bruder noch geschlafen in meinem Bett und morgens ist er nich mehr aufgestanden. [sie atmet tief] Ja, und da mussten wir ihm auch beerdigen. Und wo wir haben jewohnt, gleich neben an war der Friedhof, für die Deutschen noch. Und da war mein Cousin noch, auch [sie hält kurz inne] und dann ham wir ihm im Kartoffelsack, wissen Se, das kann man nich vergessen, [sie weint] in ein Kartoffelsack haben wir ihm reingesteckt. Und dann hat er ihm gebracht auf'n Friedhof und da war auch schon so, das war Winter. Ich weiß, das war nicht so sehr gefroren, aber es war schon, aber er hat noch, vielleicht so tief hat er Loch jemacht, [sie zeigt knapp 50 cm] verstehn Se, anders ging nich. Und da ham wir ihm dann begraben. [sie schluchzt und atmet tief] Und das ist, und da hab ich, da blieb ich ganz allein.

An dieser Stelle findet Christel vorerst zum Hauptstrang ihrer Erzählung zurück, verliert ihn im Folgenden allerdings auf ähnliche Weise ein weiteres Mal.

Taten sich tiefer liegende Erinnerungen im Gespräch nicht von selbst auf, weil unsere Interviewpartner etwa über ein festgefügtes Deutungskonstrukt ihrer Biographie verfügten, stellten wir behutsam Zwischenfragen, um unsere Gegenüber auf diese Weise mit Leerstellen in ihren Geschichten zu konfrontieren. Im Idealfall waren nur wenige solcher Impulse nötig, um sie dazu zu bringen, sich von selbst an Dinge zu erinnern, die in der Hauptlinie ihrer Erzählung vermutlich keine Beachtung gefunden hätten. Am besten glückte dies, wenn sich durch unsere Nachfragen Momente einstellten, in die sich etwa Christel von alleine gebracht hatte, Situationen also hervorgerufen wurden, in denen lang unterdrückte Erlebnisse an die Oberfläche drängten. Häufig öffneten sich dabei die Wege zu abgekapselten Erinnerungen über Fragen nach Bildern, Gerüchen, Geräuschen und anderen Sinneseindrücken. (vgl. Assmann 2001, 104 u. 108 ff.)

Bei Personen, die im Erzählen ihrer Geschichte bereits eine gewisse Routine entwickelt hatten und dementsprechend über engmaschige und erprobte Deutungskonstrukte verfügten, gestaltete sich dies schwieriger als bei solchen, die erstmalig in dieser Ausführlichkeit über ihren Lebensweg sprachen.

Bei Ludwik gelang es beispielsweise gar nicht, sein festgefügtes Deutungskonstrukt aufzubrechen und zu tiefer gelegenen Erfahrungssträngen vorzudringen. Gleichwohl böten sich in seiner Biographie verschiedene Punkte, an denen ein Versuch Aussicht auf Erfolg verspräche. In den Wochen etwa, als Vater und Mutter beide im Gefängnis sitzen, kommt ein Deutscher zu ihm, der Polnisch spricht, ihm einen Bonbon gibt und Fragen nach Personen stellt, zu denen sein Vater vor dessen Festnahme Kontakt hatte. Nachfragen zu solchen Momenten beantwortet Ludwik im Interview jedoch nur kurz, Gefühle zeigt er keine. So lässt sich im gesamten Gespräch kein eindeutiger Verdrängungsprozess in eine Zweitlinie der Erzählung ausmachen.

Tendenziell zeigten sich viele Holocaustkinder im Erzählen ihrer Geschichte geübter als die Wolfskinder, da sie in ihrem Verband in Warschau bereits eine Gruppen-Psychotherapie durchlaufen hatten und ihre Biographien in einer mehrbändigen Pub-

likation veröffentlicht worden sind. Dadurch waren im Laufe der letzten Jahre wichtige Episoden in ihren Lebensnarrativen zu Anekdoten geworden, deren Merkmal darin lag, dass sie sich auf den Inhalt der Aussagen bezogen, die für ihr Überleben signifikant waren. Gleichzeitig hatten sie durch diesen Prozess aber auch an ursprünglicher Erfahrungsqualität eingebüßt. Durch ihre Verwendung fiel es den Betroffenen leichter, überhaupt ins Gespräch einzusteigen bzw. während des Interviews nicht die Fassung zu verlieren und das achtsam zurechtgelegte Erinnerungskonstrukt plötzlich einstürzen zu sehen.

In anderen Fällen, vor allem bei Wolfskindern, konnten nicht in Erzählungen gebundene und selten oder bisher nie wiederholte Erinnerungen bei ihrer ersten Verbalisierung nach Jahrzehnten ein derartig hohes Maß an ursprünglicher Erfahrungsqualität entfalten, dass die Betroffenen in emotionale Ausnahmezustände gerieten, denen es achtsam zu begegnen galt. Die Annäherung an unbekannte Erfahrungsräume gestaltete sich generell zeitintensiv, anspruchsvoll und nicht selten für beide Seiten überaus anstrengend. Sie stellte häufig einen Spagat dar zwischen den Lebensnarrativen und Erinnerungssträngen des jeweiligen Holocaustkindes bzw. Wolfskindes, seiner psychischen Belastbarkeit und seinen sprachlichen Fähigkeiten sowie unserer Gesprächslenkung, unserem wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse und unserer ethischen Verantwortung.

Bemerkenswert viele Gespräche kreisten dabei um die elementare Frage „Wer bin ich?“ Die bis zum heutigen Tage nicht abgeschlossene Auseinandersetzung mit der eigenen Herkunft ließ sich dabei zumeist in direkter Linie auf die transnationalen, transreligiösen und transkulturellen Erfahrungen unserer Gesprächspartner zurückführen. Der bis zum Ende des Kommunismus auf den Holocaustkindern und den in Litauen verbliebenen Wolfskindern lastende Assimilierungsdruck hatte zur Folge, dass sich die meisten in einer neuen nationalen und religiösen Identität eingerichtet hatten, ihre ursprüngliche gleichwohl aber weiter in sich trugen. Christel versucht die Zeit von 1947 bis zur litauischen Unabhängigkeit 1991 mit folgenden Worten zu beschreiben:

Nachher war ich Lietuvaite, heißt das [Begriff für eine heranwachsende litauische Frau], eine Litauerin bin ich jeblieben, und dann hab ich das auch mein Mann nicht erzählt. [sie setzt ihn davon in Kenntnis, als sie in den 1960er Jahren erfährt, dass ihr Vater noch lebt] Verstehn Se, das [gemeint sind ihre deutschen Wurzeln] war schon nicht vergessen, aber das war alles hier drin versteckt [zeigt auf ihre Brust], weil ich Angst hatte. Die russische Regierung, die war doch in Litauen noch.

Die äußere Hülle wird allerdings brüchig, wo sie mit Deutschen in Berührung kommt.

Einmal in Litauen hab ich gehört, zwei junge Männer, im Fahrstuhl ham se Deutsch gesprochen. Ich hab so gezittert. Ich wollte irgendwas, se ansprechen, [...] aber ich wusste nich, was ich sagen soll.

Die existenzielle Angst einer Christel teilte die Mehrheit der überlebenden Holocaustkinder in der Volksrepublik Polen nicht mehr, gleichwohl war auch ihr Bestreben darauf ausgerichtet, ihre eigentliche Herkunft zu verschleiern und sich in die

Mehrheitsgesellschaft unauffällig einzugliedern. Antriebsgründe waren zumeist die Furcht vor sozialer Ausgrenzung und Benachteiligung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. In den Interviews sprechen die Holocaustkinder nicht von Antisemitismus, sondern von einem „ungünstigen politisch-sozialen Klima“. Ihre Einstellung zum heutigen polnischen Staat ist dementsprechend ambivalent. Auf die Frage, wer er denn eigentlich sei, antwortet Ludwik:

Nun, es ist so. Es lässt sich schwer sagen. Ich gedenke meiner Herkunft und meiner Wurzeln, aber gleichzeitig fühle ich mich mit Polen verbunden wie mit einer Heimat. Ich habe hier mein ganzes Leben verbracht. Es ist eigentlich mein Land. Und dass es einige Standards nicht erfüllt, das denken polnischstämmige Polen ja auch, nicht wahr?

Infolge dieser Erfahrungen stellte bei fast allen unserer Gesprächspartner die Familie den entscheidenden Bezugsrahmen dar. Am deutlichsten ließ sich dies bei Personen erkennen, die in ihrer Kindheit Eltern und Geschwister verloren hatten und deswegen nur sehr wenige Informationen über ihre Herkunft besaßen. Häufig erzählten sie eine mehr oder weniger idealisierte Familiengeschichte, die sie oft erst nach jahrelanger Suche rekonstruiert hatten. Ihre positiven Charaktereigenschaften begründeten sie mit den guten Wesenszügen der Eltern oder Großeltern. Auch nonverbale Treuebekundungen gegenüber den Verstorbenen (z.B. durch Fotografien, die die zentralsten Stellen in den Wohnungen der Befragten einnahmen) demonstrierten ein Stückchen Kontinuität in ihren Lebenslinien. So hängt in Christels Wohnzimmer ein Bild aus der Zeit vor 1945, auf dem sie mit Mutter und Bruder in Königsberg abgelichtet ist. Ludwik wiederum betont im Gespräch mit Stolz, dass sein Vater posthum mit dem höchsten polnischen Militärorden, dem *Virtuti Militari*-Kreuz, ausgezeichnet worden sei.

Weshalb ausgerechnet man selbst überlebt habe, während Angehörige ermordet wurden oder verhungert waren, versuchten viele von ihnen zu erklären, indem sie ihr Überleben auf höhere Mächte wie Gotteswillen, Schicksal etc. zurückführten. Die Frage nach dem „Warum ich?“ bestimmte dabei häufig die Auswahl der erzählten Episoden. Selbst wenn sich unsere Gesprächspartner hierfür eine Erklärung zurechtgelegt hatten, fühlten sich viele in ihrem Selbstbild doch derart verunsichert, dass sie während des Interviews versuchten, ihre Herkunft materiell zu fundieren und einen Schutzwall aus Dokumenten, Suchanträgen und Briefen um sich errichteten, den sie zur Hilfe für das Erzählen ihrer Lebensgeschichte benötigten. Vor allem in den Deutungskonstrukten der Wolskinder waren jedoch immer wieder chaotische und zerrissene Narrative, Leerstellen sowie Rück- und Vorblenden auszumachen, die in vielen Fällen auf eine fragmentierte Identität schließen ließen, der die Kohärenz durch eine stimmige Erzählung versagt blieb.

Festzuhalten bleibt, dass vielen unserer Gesprächspartner die Identifizierung mit der eigenen Lebensgeschichte leichter fällt, seitdem sie ihr jahrzehntelang isoliert wahrgenommenes Einzelschicksal in ein übergeordnetes Kollektivschicksal verorten können. Unterstützt wurde dieser Prozess durch die Prägung zweier Begriffe, die sie in ihrem speziellen Schicksal charakterisieren und nicht nur von den Betroffenen selbst, sondern inzwischen auch von der Öffentlichkeit verstanden werden: Holocaustkind bzw. Wolskind.

In diesen beiden Wörtern kulminieren ihre Kindheitserinnerungen, Verluste, Demütigungen, Hunger und Diskriminierungen, Sehnsucht nach Angehörigen und Heimat, Hoffnungen auf eine späte Wende zum Besseren und – je nach sozialer, ökonomischer und gesundheitlicher Verfassung – Resignation oder Selbstwertgefühl und ein bisschen Zufriedenheit.

5. Resümee

Menschliche Erinnerungen sind flüchtig, ihre Bedeutungsstrukturen und Bewertungsmuster verändern sich stetig. Alle Arbeiten, die sich auf erzählte Erinnerungen stützen, bieten somit lediglich eine Darstellung und Analyse sinnbildungsgebender Prozesse zum Zeitpunkt x – das gilt auch für Holocaustkinder und Wolfskinder.

Durch die Methode der Oral History konnten wir allerdings Erfahrungsräume und Erinnerungsstränge sichtbar machen, die aus schriftlichen Quellen nicht abzuleiten gewesen wären. Ebenso wurden bei beiden Gruppen die Versuche von Gesprächspartnern in besonderer Weise deutlich, sich in eine bestimmte Erinnerungskultur einzuschreiben und die eigenen Erinnerungen mit ebendieser in Einklang zu bringen. (vgl. Dejung 2008, 107)

Gleichzeitig reicht der Quellenwert unserer Interviews weit über Einblicke in die subjektiven Wahrnehmungen der Zeitzeugen hinaus. Die aufgezeichneten Gespräche gewähren Informationen über Lebensverhältnisse und Identitätskonstruktionen sowie Einsichten in Erinnerungsprozesse, Bewältigungsstrategien und die Bedeutung von Bildern und Narrativen für die Gruppen der Holocaustkinder und Wolfskinder. (vgl. Stephan 2005, 22)

Ob die von uns interviewten Personen als repräsentativ für den Kreis aller in Polen verbliebenen Holocaustkinder bzw. der in die deutsche Gesellschaft zurückgekehrten Wolfskinder gelten können, ist indes zu bezweifeln. Abgesehen von den bereits Verstorbenen lehnte ein Teil von vornherein eine Mitarbeit ab, andere werden von unserem Vorhaben gar nicht erfahren haben, weil sie ihr Schicksal bis heute absolut isoliert wahrnehmen. Diese Zeitzeugen verfügen sicherlich über weitere Erinnerungsstränge, die die bisher gewonnenen ergänzt hätten.

Doch auch so bleibt festzustellen, dass sich die Erfahrungsräume von polnischen Holocaustkindern und ostpreußischen Wolfskindern stark überschneiden. Angesichts ihrer unterschiedlichen Herkunft mag dies auf den ersten Blick überraschen, da unsere Wahrnehmungsmuster des Zweiten Weltkriegs bis heute darauf ausgerichtet sind, auch Kollektivbiographien von Kindern in nationale Deutungskategorien zu zwingen. Die Erinnerungen der Holocaustkinder als Angehörige der polnisch-jüdischen Opferseite müssten demnach konträr zu denen der Wolfskinder als Angehörige der deutschen Täterseite stehen.

Wie unzulänglich diese Herangehensweise jedoch ist, verdeutlichen die beschriebenen ähnlichen Bruchstellen und Lebensnarrative beider Gruppen. Zentraler Punkt sowohl bei Holocaustkindern als auch bei Wolfskindern ist die Einsamkeit, die sich aus den Verlust-, Gewalt- und Isolationserfahrungen der Kriegs- bzw. unmittelbaren Nachkriegszeit speiste und von mannigfaltig erlebter Geringschätzung des eigenen Schicksals und vom Nicht-gehört-werden-Wollen in den polnischen bzw. sowjetlitauischen und deutschen Nachkriegsgesellschaften noch potenziert wurde.

Dem entziehen konnten sich allenfalls Holocaustkinder, die unmittelbar nach dem Krieg nach Israel, Westeuropa oder in die USA auswanderten, wo sie ihre jüdische Identität nicht zu verstecken brauchten und gleichzeitig ihre polnische bewahren konnten. (siehe hierzu Wiszniewicz 2008) Dagegen gab es für Holocaustkinder, die sich im kommunistischen Polen über ihre jüdische Herkunft und ihr spezielles Verfolgungsschicksal zu definieren versuchten, ebenso wenig Platz wie für zurückgekehrte Wolfskinder in beiden deutschen Teilstaaten.

In Polen drohte das angestrebte Ideal der homogenen sozialistischen Mehrheitsgesellschaft gestört zu werden, was bei einer Differenzierung in polnische und jüdische Kriegsschicksale zwangsläufig passiert wäre und folgerichtig auch eine Auseinandersetzung mit den polnischen Kollaborateuren und der Beteiligung an der Vertreibung der Deutschen nach sich gezogen hätte. Nicht zufällig erfolgte die Gründung des Verbandes der überlebenden polnischen Holocaustkinder erst im Jahre 1991, als nach dem Ende des Sozialismus und ihrem bereits abzusehenden Eintritt ins Rentenalter vielen Betroffenen das Risiko eines gesellschaftlichen *Coming-Outs* überschaubarer erschien.

Auch Litauens Unabhängigkeit gab für die dort verbliebenen Wolfskinder im Jahre 1991 erst das Signal, ihre Interessenvertretung „Edelweiß“ zu gründen.

Unter dem Dach beider Vereine kristallisierten sich alsbald Merkmale von kollektiven Identitäten, die den Betroffenen im Prinzip qua Mitgliedschaft einen Opferstatus zubilligten und ihnen zugleich auch mehr oder weniger komplexe und vorgefertigte Erinnerungsmuster mitlieferten. (vgl. hierzu auch Dejung 2008, 107; Stephan 2005, 20 ff.)

Bis heute gänzlich unorganisiert und daher auch deutlich heterogener aufgestellt sind dagegen die zwischen 1948 und den 1970er Jahren in die deutsche Gesellschaft zurückgekehrten Wolfskinder. Während in der DDR die Schicksale der im nördlichen Nachkriegsostpreußen verbliebenen Zivilbevölkerung von Seiten des Staates systematisch verharmlost und teils gar negiert wurden, herrschte in der Bundesrepublik spätestens seit den 1970er Jahren trotz breiter Fürsorgemaßnahmen für Rückkehrer durch staatliche und karitative Stellen ein gesellschaftliches Klima, welches in nahezu jedem interviewten Wolfskind das Gefühl erzeugte, angesichts der übermächtigen Kriegsverbrechen Deutschlands kein Anrecht auf eine Würdigung des eigenen Schicksals zu besitzen.

Vereint sind die von uns interviewten Holocaustkinder und Wolfskinder in ihren existenziellen Erfahrungen von Gewalt, Tod, Entwurzelung und Versteckspiel. Keine der sie aufnehmenden Nachkriegsgesellschaften konnte oder wollte den seelischen Nöten dieser Menschen auf angemessene Weise begegnen. Unabhängig von ihrer Herkunft und der damit implizierten Zugehörigkeit zur Opfer- oder Täterseite haben ihre transnationalen, transreligiösen und transkulturellen Erfahrungen sie zu isolierten Außenseitern werden lassen, die lebenslang bestrebt waren, ein integraler Teil der Mehrheitsgesellschaft zu werden. Heute verbindet sie nicht zuletzt der Wunsch, mit ihrer Lebensgeschichte doch noch ein angemessenes Plätzchen im öffentlichen Bewusstsein ihrer Länder zu erhalten.

LITERATUR

Assmann, Aleida (2001): Wie wahr sind Erinnerungen?, in: Harald Welzer (Hg.): Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung, Hamburg, 103-122.

- Beer, Matthias (1998): Im Spannungsfeld von Politik und Zeitgeschichte. Das Großforschungsprojekt „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 46, 345-389.
- Blumenberg, Hans-Christoph (2006): Die Kinder der Flucht. Wolskinder (Staffel 2), ZDF.
- Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (1953-1962): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa 8 Bd., Bonn.
- Dejung, Christof (2008): Oral History und kollektives Gedächtnis. Für eine sozialhistorische Erweiterung der Erinnerungsgeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft, 34, 96-115.
- Dwork, Deborah (1991): Children with a Star. Jewish Youth in Nazi Europe, New Haven/London.
- Friedmann, Alexander, Elvira Glück und David Vyssoki (1999): Überleben der Shoah – und danach. Spätfolgen der Verfolgung aus wissenschaftlicher Sicht, Wien.
- Hagemann, Karen (1990): „Ich glaub‘ nicht, daß ich Wichtiges zu erzählen hab‘ ...“ Oral History und historische Frauenforschung, in: Herwart Vorländer (Hg.): Oral History – mündlich erfragte Geschichte, Göttingen, 29-48.
- Kalinke, Heinke M. (2011/2012): Zur Bedeutung „lebendiger Erinnerung“ für die Erforschung und Dokumentation von Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – das Projekt des Bundesinstituts, in: Heinke M. Kalinke (Hg.): Zeitzeugenberichte zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa im 20. Jahrhundert. Neue Forschungen, Oldenburg, Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa 2011/2012. URL: <http://www.bkge.de/52803.html>, letzter Zugriff: 31. Oktober 2012.
- Keilson, Hans (1999): Sequentielle Traumatisierung bei Kindern durch „man-made-disaster“, in: Alexander Friedmann, Elvira Glück und David Vyssoki (Hg.): Überleben der Shoah – und danach. Spätfolgen der Verfolgung aus wissenschaftlicher Sicht, Wien, 109-126.
- Kibelka, Ruth (1996): Wolskinder. Grenzgänger an der Memel, Berlin.
- Marks, Jane (1994): Die versteckten Kinder. Dokumente von Angst und Befreiung, Augsburg.
- Muhtz, Christoph, Christine von Alm, Kathrin Godemann, Caharlotte Wittekind, Lena Jelinek, Alexander Yassouridis und Michael Kellner (2011): Langzeitfolgen von in der Kindheit am Ende des II. Weltkriegs erlebter Flucht und Vertreibung, in: Psychother Psych Med, 61, 233-238.
- Muth, Kerstin (2004): Versteckte Kinder. Trauma und Überleben der „Hidden Children“ im Nationalsozialismus, Gießen.
- Petry, Erik (2006): Teilnehmende Beobachtung oder Oral History? Zur Quellenkritik von Interviews, in: Peter Haber, Erik Petry und Daniel Wildmann (Hg.): Jüdische Identität und Nation. Fallbeispiele aus Mitteleuropa, Wien, 140-154.
- Reulecke, Jürgen und Lu Seegers (Hg.) (2009): Die „Generation der Kriegskinder“. Historische Hintergründe und Deutungen, Gießen.
- Schreiber, Birgit (2005): Versteckt. Jüdische Kinder im nationalsozialistischen Deutschland und ihr Leben danach, Frankfurt/Main.
- Śliwowska, Wiktoria, Jakub Gutenbaum, Agnieszka Latała, Katarzyna Meloch und Halina Szostkiewicz (Hg.) (1993-2012): Dzieci Holocaustu mówią 4 Bd., Warszawa.
- Stein, Andre (1999): Versteckt und Vergessen. Kinder des Holocaust, München.
- Stephan, Anke (2005): Erinnertes Leben: Autobiographien, Memoiren und Oral-History-Interviews als historische Quellen, München.
- Wiszniewicz, Joanna (2008): Życie przecięte. Opowieści pokolenia marca, Warszawa.